



Abend.

Zeitung.

111.

Dienstag, am 10. Mai 1842.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redakteur: A. G. Th. Winkler (Th. Hell).

Serenade.

Klinge, süße Zither,
Horch, Geliebte mein;
Schau, zu Deinem Bitter
Trat Dein Jüngling ein;
Auf! zu Deinem Fenster
Schickt er Lieberklang,
Streichen auch Gespenster
Da und dort entlang!

Webten meine Lieder
Dir den schönsten Traum,
Horchtest Du hernieder
Aus des Lagers Flaum!
Espeltest Du leise:
„Ja, das ist sein Ton!“
D, ich sprach', zum Preise,
Allen Leiden Hohn!

Schlumm're, holdes Leben,
Läch' und träume süß,
Im Vorüberschweben,
Durch das Paradies;
Und am frühen Morgen
Tritt der Traum in's Licht,
Laß die Liebe sorgen,
Sorge Du nur nicht!

Karl Grumbach.

Aus Lord Clive's Leben.

(Fortsetzung.)

Der Traktat war mit dem Nabob endlich, trotz aller Winkelzüge des Letztern, abgeschlossen, aber es war dem

Nabob kein Ernst damit und er begann sofort mit den französischen Behörden zu Chandernagore neue Intriguen anzuspinnen. Clive, davon in Kenntniß gesetzt, beschloß einen entscheidenden Schlag zu thun. Er und Walson griffen Chandernagore zu Lande und zu Wasser an und nahmen es.

Der Nabob gerieth auf's Neue in Furcht; in seiner Unschlüssigkeit suchte er bald Clive, bald Büffy, den Befehlshaber der Franzosen in Indien, zu bestechen, bald zerriß er die Briefe, welche Clive ihm schrieb, bald beantwortete er sie im blühendsten Style des Orients, er befahl dem Agenten Watts sein Angesicht zu meiden und drohte ihn spießen zu lassen, dann rief er ihn wieder zurück und bat ihn um Verzeihung. Inzwischen hatte sich unter seinen Unterthanen selbst eine furchtbare Verschwörung gegen ihn gebildet, an deren Spitze Roydullub, sein Finanzminister, Meer-Zaffier, einer seiner vornehmsten Offiziere, und ein reicher Banquier Inppet-Seit standen. Diese setzten sich mit den englischen Agenten und dem Komitee in Kalkutta in Verbindung, zwischen welchem Letztern und den Verschworenen beschloffen wurde, Sourajah-Davlah zu stürzen und Meer-Zaffier auf den Thron zu setzen, wofür dieser der Kompanie reiche Vortheile versprach. Hier ist es, wo Clive's Doppelzüngigkeit ihn den gerechtesten Vorwürfen aussetzt. Er wußte den schwachen Sourajah-Davlah durch seine Briefe in die vollkommenste Sicherheit einzulullen, während er in seinem Schreiben an Meer-Zaffier diesen auf alle Weise in seinem Unternehmen auf-

munterte und zur Beschleunigung desselben drängte. Zwar schöpfte der Nabob Verdacht, doch wußte Omichund ihn zu beruhigen. Diesem waren reiche Entschädigungen für seinen Verlust in Kalkutta zugesagt, doch war das dem schlauen Bengalesen nicht genug. Er hielt den Faden der ganzen Intrigue, mit Einem Worte konnte er das angesponnene Komplott vernichten. Er beschloß aus dieser seiner Stellung den gehörigen Vortheil zu ziehen und verlangte für seinen Beistand 300,000 Pfund Sterling. Clive, im Voraus mit sich darüber einig, Omichund in seiner eigenen Münze zu bezahlen, bewog das Kommittee, Alles zuzugestehen.

Allein wie sollte man den listigen Hindu hinter das Licht führen? Omichund hatte verlangt, daß ein ihn und seine Entschädigung betreffender Artikel in den Vertrag zwischen den Engländern und Meer-Jassier eingetragen werde und wollte den Traktat mit eigenen Augen sehen. Clive fand eine Auskunft. Es wurden zwei Verträge — der eine auf weißem, der andere auf rothem Papier — entworfen, deren erster allein Gültigkeit haben sollte, während der letztere eine bloße Fiktion war und nur in diesem fand die Omichund betreffende Klausel sich vor. Da jedoch Admiral Walson Bedenken trug, sich in eine solche Betrügerei zu mischen und es ablehnte, seinen Namen zu unterzeichnen, so machte Clive — unser englischer Verfasser sagt, daß er das Faktum mit Erröthen erzähle — den Namen des Admirals nach. Nun war Alles bereit, Clive und Walson setzten sich in Bewegung und die Briefe des erstern an den Nabob sprachen nunmehr aus einem neuen Ton; er kam auf die Verluste der Kompagnie zurück und kündigte ihm an, daß er ihm an der Spitze „seiner Leute“ die Aufwartung machen wolle. Souradjah-Davlah marschirte ihm entgegen. Es war ausgemacht worden, daß Meer-Jassier mit dem unter seinem Befehl stehenden Korps zu Clive übergehen sollte. Diesen aber übermeisterte im entscheidenden Momente die Furcht; er blieb aus.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

Unter den modernen Dramatikern der Jetztzeit, die mit entschiedenem Talent und Beruf das Drama kultiviren und nicht deshalb, weil solche Bestrebungen Mode geworden, verdient Heib eine vorzugsw.ise Anerkennung. Er spekulirt nicht von vorn herein auf Success, da er weder seine Dramen nach der Länge eines Theaterabends abmißt, noch seine edel- und lübn-liberalen Gesinnungen in Rücksicht auf gewisse servile Direktionen unter-

drückt; eine Selbstständigkeit, die in unserer Zeit gewiß nichts Alltägliches ist. Heib's Streben geht aber von dem Centralpunkte seines Eifers für das Drama nach dreierlei Richtungen aus. Die erste bezeichnet seine neulich von uns angezeigte „Melpomene,“ die zweite seine aus dem Leben gegriffenen „Irrfahrten eines Komödianten,“ denen als Fortsetzungen des Theaterlebens die „Lehrjahre eines Schauspielers“ und das „Bühnenleben eines Künstlers“ folgen sollen, und die dritte seine modernen Originaltragödien „Liebe“ und „Freundschaft,“ an welche sich „Ehe“ und „Napoleon,“ historisch-dramatisches Gedicht in 5 Theilen nebst Prolog, Intermezzo und Epilog demnächst anschließen werden. Ueber die Modernität seiner Dramen spricht sich Heib in dem der „Freundschaft“ angehängten Geleitsworte also aus: „Seine (des Dichters) Hauptaufgabe ist die durch Darstellung von Charakteren erzielte poetische Schilderung seiner Zeit, also Objectiv- oder besser vielleicht Reflexpoesie. So geschieht es, daß der Dramatiker die Mitte hält zwischen dem (subjektiven) Dichter und dem (objektiven) Schriftsteller; er ist Poet und Sittengeschichtograph zu gleicher Zeit. Er allein fast liefert der Nachwelt die Quellen für das Studium der Sittengeschichte seines Zeitalters, denn die Annalen bringen wenig mehr, als politische Fakta zum Studium der politischen Historie. Wer — wenn es der Dramatiker nicht thut — wird der Nachwelt z. B. sagen, daß viele Uebel unserer Zeit aus dem Egoismus, dem Luxus, der Phrasologie entsprangen? Wer wird es ihr sagen, daß viele Menschen zu Grunde gingen, weil sie zu viel Talent hatten oder Genies waren? Durch wen haben wir die Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts von England besser kennen gelernt, als durch Shakespeare und seine Dramen? Aber ich be-rufe mich nicht allein auf ihn, ich führe auch die Dramatiker anderer Nationen und Zeiten an. Calderon, Molière, Terentius, Sophokles schildern uns in ihren Dramen stets den Sittenzustand ihres Zeitalters. Shakespeare ist am meisten gekannt und als Autorität geltend gemacht. Man studire seine Dramen, die meisten haben moderne Stoffe. Von denen, die vorzeitige Sujets behandeln, betrachte man Hamlet, Lear, Troilus und Kressida. Die beiden ersten spielen in der grauen Heidenzeit und die Personen sind sämmtlich Christen mit christlichen Ansichten, Sitten und modernen Reflexionen; der ganze Hamlet ist ein moderner Philosoph. Troilus und Kressida spielt zur Zeit des Trojanerkrieges, und die Personen reden und handeln, als ob sie in London unter Heinrich VIII. lebten.“ . . . — Möge Heib dieß anziehende Thema in der „Melpomene“ ausführ-

licher abhandeln und sich auch dabei, da sein Streben ein so ächt deutsches ist, des zu häufigen Gebrauches der Fremdwörter enthalten!

Das von Dr. Ed. Brinckmeier bei Dehne und Müller in Braunschweig herausgegebene Prachtwerk „Napoleons-Album,“ eine Verherrlichung des großen Mannes, an welche Frankreich, Napoleon's Frankreich, trotz des on parlera de sa gloire nimmer gedacht hat, machte mehrseitig den Wunsch rege, daß auch den Verdiensten der Helden Napoleon's ein Album gewidmet werde. Murat, der Reiterkönig, der beau sabreur, Vannes, der fromme Held, Massena, das Schooskind des Sieges, Ney, der Bravste unter den Braven, Suchet, Soult, Poniatowski und alle jene Männer, welche mit ihren Strahlen die Kaisersonne bilden halfen, sind gewiß einer poetischen Feier würdig, und müßte ein solches Werk unserer Napoleonsliteratur zur Zierde gereichen. —

Einem wirklichen Bedürfnis hilft ab die „Zeitschrift für vergleichende Erdkunde“ von J. G. Lüdde (Magdeburg, Bänisch), wovon uns zwei Hefte vorliegen. Aus den trefflichen Aufsätzen, welche darin enthalten sind, läßt sich die Richtung des Ganzen zur Genüge erkennen und es bliebe nur noch zu wünschen übrig, daß Artikel wie „die Entstehung der Erde“ von Ch. Kapp in Heidelberg, die „Topographie von Damaskus“ von Dr. F. Wüstenfeld u. etwas weniger schulgelehrt und mehr populär gefaßt seyn möchten, in der Art von Schubert's „Ansichten von der Nachtseite der Natur,“ damit nicht bloß der Fachgelehrte von solchen Forschungen und Resultaten Vortheil ziehe. Ungemein ansprechend fanden wir „die Alpen“ von H. Weizsäcker, und wird das Werk, aus welchem der Aufsatz, „ein Fragment,“ ist, wohl bereits erschienen seyn.

Welch schöne Gelegenheit hat der Dramatiker und der Novellist zur Belehrung des Publikums und wie Wenige machen Gebrauch von dieser besten aller Vermischungen des utile mit dem dulce! Freilich mag es schwer seyn, die rechte Mischung zu treffen und das Mögliche als einen integrirenden Theil des Angenehmen erscheinen zu lassen. Vergriff sich doch selbst Jean Paul hierin, auf eine merkwürdige Weise und der Umstand, daß in seinen Romanen die Unterhaltung mit der Belehrung nicht harmonisch verschmolzen ist, verbunden mit einer unerträglichen Gelehrthuererei, ist die Ursache, daß

Jean Paul nie ein großes Publikum gefunden hat und bei der gegenwärtigen Bildung und Geschmacksrichtung des Volkes nie populär werden kann. Es giebt aber auch Dichter, die von der ihnen verliehenen Gabe der Belehrung keinen Gebrauch machen, weil sie von der Bildung ihres Publikums eine zu geringe Meinung haben und ihre Sendung total mißverstehen.

Ein Tabakhändler in B. schrieb einem Handelsfreunde in L. folgenden Brief: „Schicken Sie mir doch schleunigst eine Kiste Bremer Zigarren von 10,000 Stück und lassen Sie Etiquetts machen, worauf eine weibliche Figur mit der Unterschrift: Neuigkeit von Frederika Bremer, zu sehen ist. Man muß die Mode mitmachen und diese Bremermode kann uns einträglich seyn u. s. w.“ — Gute Geschäfte, meine Herren!

Unter den edlern Genüssen, welche die Messe in Leipzig bietet, verdienen die Konzerte der steyermärkischen Musikgesellschaft im großen Saale des Schützenhauses, welche den 10. März eröffnet wurden, eine Oberstelle. Nationaleigenthümlichkeiten zeigen diese 16 Männer, ihre Tracht abgerechnet, allerdings nicht, und sie könnten eben so gut Ungarn oder Polen, statt Steyermärker seyn, was die Hauptsache — das Konzert — in nichts ändern würde. Aber die schöne Präzision und Gewandtheit, mit der die Leute ihre Musikstücke vortragen und besonders der gute Geschmack in der Auswahl und Zusammenstellung ihrer Piecen muß jeden Kunstliebhaber, er sey Künstler oder Laie, erfreuen. Die Konzerte werden so zahlreich besucht, daß man sieht: es giebt doch noch sehr viel Leute aus dem Mittelstande, die lieber 5 Ngr. für gute Musik ausgeben, als den fünften Theil dieses Betrages für elende Kneipensibelei. —

Leipzig.

Ladislaus Carnowski.

L o g o g r y p h .

Mit **ii** fehlt Dir der Sonne Licht;
Mit **ü** bist Du bescheiden nicht.
Und weil Du es mit **ü** nicht bist,
In Deinem Kopf mit **ii** es ist.

H. Grünig.

Auflösung des Logogryphen in Nr. 102.

H u ß, K u ß, F u ß, m u ß, G u ß, R u ß, R u ß.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

O, mein Herr, was gäbe das ein Geschrei in der „Vossischen,“ die sich jetzt bäumt wie ein Paradespferd, — in der „Spener'schen,“ die sich in die Länge gereckt hat wie weiland der magere Riese auf der Pfaueninsel, — in der „Staatszeitung,“ die jetzt die grämlichste bonne mine au mauvais jeu macht, — in der „Leipziger Allgemeinen,“ die von dem hiesigen „Neuigkeitsboten“ „ein Berliner Lokal-Blatt“ genannt wird, — was würde es, sage ich, in diesen und andern Zeitungen für ein Geschrei geben, wenn wir die Bayer besäßen! Aber Ihr Dresdner habt sie und seyd mäuschenstill dabei, als ob es eben gar nichts ist, wie Ihr still seyd mit Euren andern Heroen und Heroinnen, von denen ich nur Devrient und die Schröder nenne. Doch mögt Ihr schweigen, so viel Ihr wollt, ich für mein Theil bin ein Berliner und werde daher nicht schweigen.

Was nun zunächst Frä. Maria Bayer anbetrifft, so muß ich es als meine innerste Ueberzeugung aussprechen, daß sie zu den eminentesten mimischen Talenten unserer Zeit gehört. Ich kenne keine Schauspielerin, die mich im Lustspiel so vollständig befriedigt, mir einen so ächten und ungetrübten Kunstgenuß gewährt hätte, als Frä. Bayer. Sie ist eine ächte deutsche Künstlerin, und wenn man sie sieht, fühlt man es noch einmal so schmerzlich, daß wir kein deutsches Lustspiel haben, denn durch sie, durch ihre Darstellung empfindet man doppelt den Werth deutscher Wahrheit und Tiefe, so wie der Innigkeit und Seelensfülle des deutschen Frauencharakters. Es würde mir indeß, obwohl ich ein Berliner bin, schlecht anstehen, wenn ich Ihnen eine Schilderung von einer Künstlerin entwerfen wollte, die Sie die Ihrige nennen. Lassen Sie mich deshalb auf die Mittheilung dessen übergehen, was wir hier von der Künstlerin zu sehen Gelegenheit hatten.

Frä. Bayer hat sechs Gastrollen gegeben, in diesem

kleinen Kreise aber die größte Mannigfaltigkeit dargeboten, in so fern sie vom naiven Lustspiel bis zur höchsten Tragik emporstieg. Sie begann mit der „Mariane“ in Goethe's „Geschwistern“ und endete mit der „Louise“ in „Kabale und Liebe;“ dazwischen lagen: die Christine („Christinen's Liebe und Entsagung“), die Julie („Romeo und Julie“), die Henriette („das Tagebuch“), die Isaura („Schule des Lebens“) und „Grifeldis.“ Ihr Debüt bot uns gewissermaßen eine Neuigkeit, denn Goethe's „Geschwister“ werden bei uns nicht gegeben. Das Haus war bei dieser ersten Vorstellung wenig gefüllt. Die Ursachen hiervon sind mit Bestimmtheit freilich nicht zu ermitteln; indessen irre ich schwerlich, wenn ich vermüthe, daß — Preußen ein Militairstaat ist und wir Berliner namentlich sehr kriegerisch sind und Alles auf Soldatenmanier verlangen. Wenn wir kommen sollen, so muß getrommelt werden; wo aber weder getrommelt noch geblasen worden ist, da sind wir sehr vornehm und lassen uns nöthigen. Das ist ein Grund. Ein zweiter liegt in dem Nepotismus der Berliner. Da wir von dem Guten, was wir haben, gern viel Geschrei machen, so übernehmen wir damit die Verpflichtung, es in gleichem Maasstabe mit dem Geschrei zu lieben und zu vertheidigen und daraus entspringt ein Nepotismus wider Willen, der uns oft sehr genirt, oft auch diejenigen, welche er betrifft. Nun traf bekanntlich die Anwesenheit des Frä. Bayer mit dem Abgange der Frä. Strich's zusammen, und da die Letzteren die Liebe des Publikums genossen hatten, und da sie namentlich uns in niger angehörten, als alle andere Künstlerinnen, in so fern ihre Mutter die unübertroffene Zierde unserer Bühne ist, sie selbst aber in Berlin geboren und erzogen sind und so sich zu uns heran, in unsere Gefühle hineingelebt hatten, so hatte sich ein großer Theil des Publikums ohne Zweifel eine Art dramatischer Fasten auferlegt, theils aus Pietät, theils um der Nothwendigkeit auszuweichen, eine andere Künstlerin loben zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

E r g e g n u n g *).

In der „Abend-Zeitung“ Nr. 40 ist eine „Korrespondenz-Nachricht aus Elbing vom 16. Januar 1842“ aufgenommen. Hierauf wird Folgendes erwidert:

Der ganze Artikel scheint ein Nachwerk theils eines, eben nicht sehr unterrichteten, — denn er spricht vom Bisthum Frauenberg, was hier Niemand kennt, — theils böswilligen und verläumdungsfüchtigen Subjekts zu seyn. Er ist von Anfang bis zu Ende unwahr und erdichtet; und zwar: was die verweigerete Absolution von Seiten meiner jezigen Hilfsgeistlichen betrifft; so versichern sie, daß Keiner sich in dem Falle befunden hat, Frauen, wegen der angeführten Ursache, die Absolution zu versagen. — Von der Vergangenheit kann ich nichts sagen; wenn es aber geschehen seyn sollte, so werden hinreichende Gründe dazu vorgewaltet haben. Der Korrespondent scheint aber wenig Zartgefühl und Religiosität zu besigen, er deckt die Schmach der Damen auf und läßt sie sogar das Geheimniß der Beichte verlegen.

Der Korrespondent spricht ferner von einem alleinseligmachenden Eifer. Das ist ein Ausdruck ohne Sinn. Es kann zwar einen Eifer für die Alleinseligmachende Kirche geben, aber dadurch wird der Eifer selbst noch kein alleinseligmachender. Er sagt ferner, daß dieser Eifer hier und in der Umgegend sehr fest mittelalterlich, hierarchisch sich bemerkbar mache, er weiß aber nicht, daß die katholische Kirche in ihren Lehren unveränderlich zu allen Zeiten ist.

Eben so unwahr ist die Behauptung, daß hier der Trauung eines armen, weniger der eines reichen Paares, das eine gemischte Ehe eingehen will, widerstrebt wird. Der Fall ist hier noch nie vorgekommen. Vollends aber aus der Lust gegriffen ist die Behauptung, daß hier kürzlich das Kind eines Direktors einer wandernden Schauspielers-Truppe im Freien wäre getauft worden, weil Komödianten nicht in's Gotteshaus gehörten. Wir begnügen uns mit der einfachen Widerlegung der im gedachten Korrespondenz-Artikel aufgetischten Unwahrheiten und Berunglimpfungen, ja wir würden das ganze Lügengewebe mit Stillschweigen und Verachtung haben hingehen lassen, — mit derselben Verachtung wird es hier auch allgemein aufgenommen, — aber weil auch anderweitig der Wunsch einer Erklärung ausgesprochen worden, und weil nach dem bekannten: calumniare audacter etc. Mancher wenigstens in Zweifel und Ungewisheit seyn könnte, so haben wir nicht umhin gekonnt, den Korrespondenten Lügen zu strafen. Er hat offenbar die Absicht, uns dem Tadel und Spotte der Mitwelt Preis zu geben. Es ist ja bekannt, daß diese Art Leute eben nicht delikat ist in der Wahl ihrer Angriffs-Waffen. Wir erklären ihn daher hiermit öffentlich für einen gemeinen und niedrigen Verläumder und Lügner. Will er diesen Ehrentitel nicht auf sich sitzen lassen, so fordern wir ihn auf, seine angeblichen Thatsachen näher zu beweisen.

Elbing, den 11. März 1842.

Propst Dr. Nehaag.

*) Die eigene Namensunterzeichnung vertritt jede darin vorkommende Aeußerung.

Die Redaktion.